18 — Illustrirtes Sonntagsblatt — 1885

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Zilo.

Erzählt von Carit Etlar.

(Fortsetzung.)

Es war an einem frischen herrlichen Sommermorgen, als Petri sich auf die Wanderschaft begab, einen dicken Haselnußstab in der Hand und einen breitrandigen Hut auf dem schwarzen Lockenhaar. Er vernahm den Gesang der Vögel mit größter Gleichgültigkeit, für ihn schien weder Flur noch Wald noch Heide das geringste Interesse zu erregen und er hielt nur still, um sich eine neue Pfeife Tabak anzuzünden oder sich zu überzeugen, ob nicht irgend ein Meilenzeiger ein mystisches Merkmal aufzuweisen hatte. Das war noch eine alte Gewohnheit aus seinen Jugendtagen!

Die Zigeuner pflegen nämlich, wenn sie auf ihren Wanderschaften einen Meilenzeiger antreffen, an den Fuß desselben mit Kreide einen Halbmond zu zeichnen, dessen Hörner die Richtung andeuten, welche sie einschlagen. Befindet sich an demselben bereits ein solches Zeichen, wischen sie dieses aus oder zeichnen ein ähnliches darunter, so zwar, daß die Schar, welche ihnen folgt, aus der Stellung des Mondes stets ersehen kann, welchen Weg ihre Kameraden eingeschlagen haben.

Als Petri den Ort erreichte, wo Zilo's Kind untergebracht worden war, war der Abend hereingebrochen. Die Knechte wuschen den Staatswagen im Hofe, die Mädchen sangen und lärmten im Brauhause, es war überall Leben und Bewegung. Drinnen im Bauernhause war die Frau beschäftigt, große Stapel Butterbrote zu bestreichen. An ihrer Seite befand sich ein weißhaariger vollwangiger Junge mit nackten Beinen, welcher emsig die herabfallenden Brosamen verschlang. Der Ehemann saß am Ende des Tisches; er trug eine blau gestreifte Nachtjacke sowie eine rote wollene Mütze auf dem Kopfe, war beschäftigt, seine mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife zu polieren und nickte, als er Petri in's Zimmer treten sah, demselben freundlich zu.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind, Sie kommen wie gerufen. Setzen Sie sich.“

Petri nahm Platz beim Tisch und suchte nach Worten, sein Anliegen vorzubringen.

„Morgen soll mein Brudersohn, der Junge dort, konfirmiert werden,“ fügte die Frau hinzu, deshalb haben wir es heute sehr eilig.“

Als Petri endlich mit der Sprache herausrückte, daß er gekommen sei, um das Kind zu holen, schüttelte die Frau den Kopf.

„Es war ein unglückliches Geschöpf, welches Er uns brachte. Zwar haben wir es gehegt und gepflegt, sowie für die erforderliche Reinigung desselben gesorgt, aber was nützt das, wenn unser Herrgott nicht mithilft! Ich sagte es gleich, daß in dem Kinde weder Saft noch Lebenskraft stecke.“

„Das möchte ich nicht behauptet haben,“ äußerte der Mann mit tiefsinniger Gebärde, „aber es hatte verdorbenes Blut. — Haben Sie gelesen, was in dieser Zeitung über Napoleon geschrieben steht?“ fügte er hinzu, indem er ihm eine alte Zeitung zuschob.

„Ich kümmere mich den Henker um Napoleon! wo ist das Kind?“

„Drüben im Wirtschaftsgebäude; die rote Thür führt direkt zu demselben.“

Petri verließ das Zimmer. Als er die bezeichnete Thür öffnete, liefen zwei große Ratten über den Boden der Scheune hin und verschwanden in einem Heuschober. Eine geöffnete Luke warf einen goldenen Abendschimmer über eine Häckselkiste, auf welcher ein Zeugkorb stand, worin ein abgemagertes, krankes, schwächliches Kind lag. Die Augensterne waren glanzlos, wie von einem Nebelflor umgeben, die zusammengebissenen Lippen bezeugten, daß das Kind im Todeskampfe begriffen war; es kennzeichnete dies auch das bleiche, fast durchsichtige Händchen, welches krampfhaft eine Pfingstlilie zwischen den Fingern zerknitterte.

Petri setzte sich auf die Kiste, nahm das Mädchen, welches nicht den geringsten Widerstand leistete, in seine Arme und zeichnete einen Halbmond auf dessen Stirn.

„Wie soll das enden?“ murmelte er wehmütig vor sich hin; „welch eine traurige Kunde für den armen, bedauernswerten Zilo.“

„Ja, wir sahen uns genötigt, das Kind auf einige Tage in diese Scheune zu bringen,“ ertönte die laute Stimme des Bauern, der Petri nachgegangen war, „sobald der Junge konfirmiert worden ist, kommt das Kind wieder in unser Staatszimmer, das versteht sich von selbst. Es war nicht möglich, dem armen Geschöpf das Leben zu erhalten, der Arzt sagte uns schon vor drei Tagen, daß dessen Tage gezählt seien. Adjeu, waren seine letzten Worte, indem er dem Kinde die Hand auf's Haupt legte, wenn ich wieder komme, werde ich allem Anschein nach Deinen Totenschein ausstellen müssen. Das schien das Mädchen zu verstehen, denn es sah ihn mit seinen großen, schwarzen Augen lächelnd an.“

Petri saß auf der Häckselkiste und sah starr vor sich nieder, während er seine langen Beine hin- und herschlenkern ließ.

„Wir haben,“ fuhr der Bauer fort, „allerdings für das nächste Vierteljahr das Kostgeld voraus bezahlt erhalten; aber dasselbe wird auch, obwohl wir kaum drei Tage in den zweiten Monat getreten



Tscherkessen. (Mit Text.)

sind, voll und ganz mit den Beerdigungskosten drauf gehen, dafern das Geld ausreicht. Den Sarg werde ich freilich selbst das Vergnügen haben zu zimmern, und würden hiefür also keine Kosten erwachsen, da die Bretter ja nicht gerade aus neuem Holze zu bestehen brauchen; allein dann ist noch die Doktor- und Apothekerrechnung zu begleichen, desgleichen die Forderung des alten Zigeunerweibes Kirsten River aus der Kumberger Heide, welche wir zweimal haben kommen lassen, damit sie das kranke Kindlein bespräche. Es hat nichts geholfen, was ich gleich behauptet habe, allein meine Frau versprach sich ja Wunder von diesem Hokuspokus, und so ließ ich sie gewähren."

„Ihr habt wahrscheinlich zu spät nach der Kirsten geschickt," bemerkte Petri. — „Wenn jemand im stande ist, zu helfen, wo die Natur nicht mehr hilft, da ist sie es. Die Zigeuner verstehen sich besser auf die schwarze Kunst, als Ihr Euch denkt. Was anderen ein versiegeltes Geheimnis bleibt, das liest der Zigeuner wie aus einem offenen Buche; er kann durch Zauberformeln Segen und Fluch über die Familien heraufbeschwören, er kann den Himmel von Pol zu Pol messen und kennt die geheimen Naturkräfte besser als der gelehrteste Naturforscher. Hüte Dich vor dem Zigeuner, Bauer! er vermag Dir die schwarze Pest, das Zipperlein und den Aussatz anzuwünschen, so leicht, wie es Dir gefallen ist, das totkranke Kind aus dem Staatszimmer in diese Scheune zu bringen, woselbst es nur von Ratten, Mäusen und Ungeziefer umgeben ist. Was ist das für ein Bündel, das Ihr in den Korb bei der Leiche gelegt habt?"

„Es enthält die Kleider des Kindes, welche es bis zuletzt getragen hat."

„Die nehme ich mit mir. Sorgt also dafür, daß das Kind anständig begraben werde."

Der Bauer drang in Petri, bis zum nächsten Tage, dem Konfirmationstage, dort zu bleiben, allein dieser lehnte das Anerbieten mit den Worten ab:

„Ich sollte in einem Hause essen und trinken, woselbst eine Leiche liegt? Nein, ich danke, das streitet gegen meine Religion. Hier habe ich nichts mehr zu thun."

Er steckte das Bündel mit Kleidungsstücken vorn an seinen Spazierstock, klopfte an das Fenster und nickte der Frau Adjeu zu, dann verließ er das Gehöft in gedrückter Stimmung.

„Was soll ich zu Hause sagen? Wie bringe ich mein Anliegen vor?" fragte er sich unzähligemale. Er scheute die Wahrheit, die er überhaupt nur da in Anwendung brachte, wo sein Vorteil es erheischte.

„Der arme Zilo! ich wage es nicht, ihm zu berichten, daß das Kind tot ist, das würde ihn zu Boden schmettern. Er hielt so viel von dem Kinde, zehn, ja zwanzig Mal würde er es besucht haben, aber die Heide wurde grün und das Binsenkraut braun, ohne daß er sich zur Reise anschickte; die Arbeit hielt ihn gewaltsam zurück, seine Frau konnte ihn nicht so lange entbehren. Der Teufel hole das Weib, sie brachte uns nur Unglück ins Haus. Ich entledige mich der Kleidungsstücke in jenem Bache — das Kind hatte es in den Zähnen — die Bauernfrau wagte nicht, es mir mitzugeben — sie wird selbst das Kind bringen. — Ich sage, daß es die Blattern, nein, die Masern gehabt hat — mit solchen und ähnlichen Ausreden werde ich hoffentlich Zilo beruhigen."

Die Mittagssonne schien in versengender Glut auf die Landschaft herab, die Schafe suchten die schützenden Gräben auf, um sich vor der unerträglichen Hitze zu schützen. Petri befolgte ihr Beispiel und zwar derartig, daß ihn ein Haselnußstrauch beschattete. Seine Augen gewahrten in einiger Entfernung ein großes Wirtshaus, wozu eine Anzahl anheimelnder Lauben und Lusthäuser, sowie Tische mit grünen Bänken, die sich bis zum nahen Walde hinzogen, gehörten. Vor der Thür hielt ein eleganter Reisewagen. Plötzlich wurde die Stille von zwei Stimmen unterbrochen, die sich zu nähern schienen. Petri legte spähend sein Ohr an die Erde, das Horchen war ihm zur zweiten Natur geworden. Im Schutze des Haselnußgesträuchs entdeckte er bald darauf einen Dragoner, welcher neben einer jungen Bauerndirne, die ein Kind auf dem Arme schaukelte, herging. Sie war in ihrem kleidsamen Nationalanzuge und schien ein lebhaftes Interesse an dem Gespräche des Wachtmeisters zu nehmen, welcher, um seinen Worten größere Bedeutung zu verschaffen, den großen Knebelbart mit wichtiger Miene unablässig gegen die Augen emporstreifte und den schweren Reiterpallasch klirrend im Sande nachschleppen ließ. Dicht vor dem Graben blieb das Pärchen stehen. Das Bauernmädchen lächelte und schüttelte den Kopf.

„Gott weiß, ob man das alles glauben kann, was Sie mir seit einer halben Stunde erzählen. Vor den Dragonern sei auf Deiner Hut, mein Kind, pflegte meine selige Mutter mich stets zu warnen, wenn ich mich über ihre prächtige Uniform freute, — die Herren Soldaten pflegen es überhaupt nicht allzu genau zu nehmen im Punkte der Liebe und Treue. Was treibt Sie nach dieser einsamen Gegend?"

„Wir sind hieher beordert, um die Gegend auszumessen. Zu welchem Zwecke halten Sie sich in jener Krugstelle auf?"

„Ich bin auf der Durchreise mit meiner Herrschaft begriffen. Die gnädige Frau ist plötzlich sterbenskrank geworden und liegt drüben im großen Saale zu Bette. Was war es noch, worüber wir uns unterhielten? Hatten Sie mir nicht etwas mitzuteilen?"

„Nein, ich bin eben kein Freund von Erzählungen, ich sage nur, daß Sie ein hübsches süßes Kind sind, welches aus Ihren kleinen allerliebsten Augen hervorgeht. Wie heißen Sie?"

„Anna."

„Ich bin die Redlichkeit selbst, bei meiner Seel! ich pflege gerade Wege den krummen vorzuziehen, und mein Rittmeister hat einst vor der ganzen Schwadron meiner rühmend mit den Worten gedacht: Der Wachtmeister Hillermann ist eine Person, auf die man sich in allen Stücken verlassen kann. Wenn ich zu einem Mädchen komme und sage: „Mein süßes Kind, ich liebe Dich!" kann das betreffende Mädchen Stein und Bein darauf schwören, daß ich ihr für alle Zeiten gut bin; sage ich, ich will mich mit Dir verheiraten, dann ist das ganz dasselbe, als wenn man uns bereits von der Kanzel proklamiert hätte. Doch, warum schleppen Sie sich fortwährend mit dem Schreihals ab? Setzen Sie ihn nieder, dann biete ich Ihnen meinen Arm zu einem Spaziergang im schattigen Walde."

„Ei, wenn meine Herrschaft das erführe! Wie dürfte ich das wohl wagen?"

„Dabei ist nicht das mindeste gewagt. Wir setzen ihn in jenen Torfkorb, der zu diesem Zwecke wie geschaffen ist."

Auf dem Teiche lag ein alter Torfkorb, aus welchem der Wachtmeister den Boden ausstieß, das Kind aus den Armen der Amme nahm und es in den Korb schob. Dann holte er Baumzweige, Blumen und Strohhalme für dasselbe herbei. Das Mädchen sah ihm lächelnd zu, der praktische Wachtmeister bot ihr den Arm, sein Säbel klirrte, während sie in den Wald spazierten.

Petri lag in dem Busche und hörte alles. Das Kind! das Kind! Das war das Wort, welches vor seinen Ohren summte, das war es, worauf er unverwandt hinstarrte. Das kleine Mädchen hatte sich erhoben und hüpfte in dem Korbe auf und nieder, sah sich nach allen Seiten um, hob die Hände empor und lächelte selig alles an, was dessen großen Augen begegnete. Petri neigte sich vornüber und bog das Gebüsch auseinander.

„Es ist von derselben Größe, demselben Alter, hat dasselbe kleine und zarte Antlitz," murmelte er, „gerade so hätte Zilos Kind aussehen können — Zilos Kind!" — Es durchzuckte ihn ein heller Gedanke, er verjagte denselben und schüttelte unwillig den Kopf, allein derselbe kehrte wieder und er überlegte, sann nach, wie wenn er Zeit bedurfte, um sich mit der Größe seines eigenen Gedankens vertraut zu machen; dann sah er sich mißtrauisch nach allen Seiten um, lauschte, spähte, verließ den Busch und schlich sich an den Korb heran. Als das kleine Mädchen ihn erblickte, ließ es seine Blumen und Zweige fallen und streckte ihm beide Arme entgegen.

Was mag die Ursache sein, daß Kinder stets so großes Interesse für Zigeuner bezeigen, deren fremdartig abstechende zerlumpte Tracht, dunkles Haar und braune Gesichtsfarbe zunächst für jeden Fremden abschreckend wirken muß? Es ist psychologisch schwer zu erklären, ebenso thatsächlich ist es indes, daß der Zigeuner die Anhänglichkeit des Kindes mit gleicher Münze vergilt.

Petri zauderte nicht länger, er hatte seinen Plan entworfen, das bestätigte sein verschmitztes Lächeln, das leuchtete aus seinen Augen. Er hob das Kind behutsam aus dem Korbe, nickte und lächelte, als es den Arm um seinen Hals schlang und aus freien Stücken mit seinem langen schwarzen Haar spielte. Noch ein Schritt, ein Sprung, dann war er über den Busch hinweggesetzt, der ihn den Blicken der Fremden entzog.

Im Walde, wo alles schweigend und träumend war wie zuvor, ließ er den einen Schuh des Mädchens auf den Boden fallen, etwas tiefer in denselben hinein den weißen Kaschmirmantel, ihr helles seidenes Hütchen schleuderte er dagegen zwischen das Schilf in die Aue, und alles dieses sah das Kind mit an, ohne einen Laut auszustoßen; das Neue und Fremdartige beschäftigte vollauf dessen Gedanken. Petri eilte, den Stab und das Bündel mit Kinderzeug in der Hand und das geraubte Kind im Arm, unaufhaltsam weiter, seine Brust keuchte, aber seine Lippen lächelten, das Rettungsmittel war gefunden, nun wußte er, was er zu Hause Zilo mitzuteilen hatte.

Beim Ausgange des Waldes stand er plötzlich still, lauschte und lachte spöttisch auf: „Hör! das war ein Schrei, es ist die pflichtvergessene verliebte Dirne, welche jetzt den Verlust des Kindes bemerkt. Ja, das kommt dabei heraus, mit Dragonerwachtmeistern im Walde umherzuwandern. Sucht nur, forscht immerhin nach, hier liegt ein Schuh, dort findet sich der andere, der Hut steckt zwischen dem Schilf am Bachesrand, — die Kleine ist ins Wasser gefallen und ertrunken — der Vorhang fällt."

Beim Anbruch des Abends nahm er die Gelegenheit wahr, den Anzug des Kindes mit den abgetragenen Kleidungsstücken des Bündels zu vertauschen. Das kleine Mädchen fügte sich geduldig in alles, was mit demselben vorgenommen wurde, sie waren bereits die besten Freunde geworden, die beiden, nur, als er ihr einen hübschen silbernen Kinderklapper aus der Hand nahm, dessen Schaft in einen Ochsenkopf auslief, begann sie zu weinen, allein Petri steckte denselben sorgfältig in seine Brusttasche und vergrub dann sämtliche prächtige

Kleidungsstücke unter die Wurzel eines Tannenbaumes. Sie riß ihre großen blauschwarzen Augen weit auf und schien sich baß zu verwundern über die alten abgetragenen Kleider, die Petri ihr anstatt ihrer neuen anzog, weinte aber hinfort nicht mehr.

„In Dir scheint eine Ader Zigeunerbluts zu stecken," äußerte er lächelnd, „Du weißt, daß es unnütz ist, zu weinen."

„Bi, bi, ba, bu!" antwortete das Kind eifrig, indem es die Locken seines langen Haares an sich zog.

„Sehr richtig," fuhr Petri fort — „sprich nur immer zu, Deine Sprachlaute werden nicht verraten, was hier vor sich gegangen ist."

Dann stampfte er noch einmal die Erde über den vergrabenen Kleidern fest zusammen, schlang die Arme um seine Beute und schritt mit eiligen Schritten fürbaß, mit dem Resultate dieses Tages aufs Höchste befriedigt. Das gestorbene Kind war wieder lebendig geworden.

5. Kindererziehung.

In der Ziloschen Wohnung schwamm alles in Jubel und Aufregung, als Petri mit dem kleinen Mädchen eintraf. Charlotte lachte und weinte zugleich, als das Kind seine Arme gegen sie ausstreckte und ausrief: „Mama, Mama!" — Es wähnte, die Umgebungen wieder zu erkennen und hatte die wirkliche Mutter seit langer Zeit nur im Bette gesehen.

„Sie betrachtet mich mit unverwandten Blicken!" brach entzückt die Kranke aus, „sie klammert sich an mich an; das kleine Wesen fühlt bereits, daß hier dessen rechter und wahrer Heimatsort ist. Es ist etwas Unbegreifliches um den Instinkt! — Wie groß und frisch sie geworden ist und wie ähnlich sie mir sieht: dieselbe ovale Form des Gesichts, die Saldernsche hohe Stirn, die tiefen treuen Augen der Familie — gerade wie zu Hause an den Gemälden. Das ist mein Ausdruck, meine Hände mit den niedlichen, mandelförmigen Nägeln. Ich würde das Mädchen unter tausenden wieder erkennen!"

Zilo teilte völlig ihre Ansicht. Beim ersten Anblick fand er zwar etwas Fremdartiges, Unbekanntes an der kleinen Theone, aber je länger und aufmerksamer er sie betrachtete, ... ja, es war Charlottens Mund, ihr gewinnendes Lächeln, wohl zu merken, das Lächeln der verschwundenen Tage. Er las dieselbe Unverantwortlichkeit, dieselbe willenlose Schwäche in ihren großen strahlenden Augen, welche gleichsam sagten: „Denke und handle für mich."

Das Kind schien die Mutter wie umzuwandeln, es erfüllte alle ihre Gedanken, schien ihre Liebe herzlich zu erwidern, lachte und jubelte, sobald sie ihre Augen öffnete und zauberte eine Menge Worte und Töne ohne Verbindung und Meinung hervor: es ist ja auch kein regelrechter Zusammenhang im Gesang der Vögel, dem man doch so gern lauscht und von demselben entzückt wird. Charlotte wurde von nun an sanfter und rücksichtsvoller gegen Zilo, das Kind war ein Vermittler zwischen ihnen, ein Vereinigungspunkt, worin ihre Gefühle sich begegneten. Auf die Länge der Zeit bot dieser neue Stoff allerdings keine eigentliche Befriedigung, es blieb immer etwas zurück, welches beide umgehen oder vor einander geheim zu halten suchen mußten. Das wahre Glück besteht ebenso sehr in den geteilten Sorgen wie in den geteilten Leiden zweier Wesen.

Charlotte hatte zu wiederholtenmalen versucht, das Krankenbett zu verlassen; sie wollte jetzt gesund sein, mußte sich aber wieder niederlegen. Zilo brachte deshalb seine ganze freie Zeit, die ihm seine Beschäftigung übrig ließ, an ihrem Lager zu, er sprach sanft und in schonendster Weise mit ihr und bekräftigte ihre weitgehenden Zukunftspläne, deren Verwirklichung er selbst allerdings bezweifelte, aber worin ihre Gedanken doch Trost und Beruhigung fanden.

So verflossen mehrere Monate, dann kehrten die alten Klagen und Thränen wieder. Das Kind war nichts Neues mehr, die Mutter hatte sich jede Ader an demselben gemerkt und eine Natur wie die ihrige, welche jeglichen Inhalts ermangelte, suchte fortwährend nach fremden Stoffen bei anderen — es ist unglaublich, wie viel sie davon verbrauchen. Charlotte fand überdies Theone unaufmerksam, sie vergalt nach ihrer Ansicht ihre mütterliche Liebe bei weitem nicht genügend. Drinnen in ihrem Schlafgemach war es so dunkel, so einsam hinter den herabgelassenen Gardinen, Theone ward schläfrig, Theone überkam das Gähnen oder scharrte vor der Thür, um in die Küche hinausgelassen zu werden. Dort konnte sie hell auflachen über all das Seltsame, was Meister Petri zum Besten gab. Er schnitt Grimassen, er sang, er brüllte wie der Löwe im Sommernachtstraum, heulte wie Samiel in der Jägersbraut, er war unerschöpflich in seinen Einfällen, sie sehnte sich unablässig nach ihm zurück und nannte den Namen, den sie ihm gegeben hatte, vor allen anderen.

„Der abscheuliche Petri! er soll fort, augenblicklich fort! Er bestiehlt mich um die Liebe meines Kindes," äußerte erregt die Kranke.

Es war außerdem noch etwas an dem Kinde auszusetzen. Von Zeit zu Zeit wurde die Kleine ernsthaft und vergaß ihrer Spielsachen. Es glitt alsdann ein Strahl von Vernunft über ihr Antlitz, während sie ihre kleinen Hände in den Schoß gleiten ließ und ihre Augen prüfend Zilo musterten, wie wenn sie sich eine Vorstellung davon machte, was in dessen schweigend herabgebeugter Stirn vor sich ging. Der Ausdruck inniger Teilnahme, welcher unverkennbar aus den fragenden Augen sprach, ließ die oberflächlich fühlende Mutter ahnen, daß die reichste Sprache der Liebe sich beredter in Blicken als in Worten kundgibt, und das konnte sie ebenfalls nicht ertragen.

Eines Tags schrieb Charlotte ungesehen einen Brief, den sie heimlich auf's Posthaus bringen ließ. Es wurde dem Mädchen das strengste Stillschweigen auferlegt, Zilo dürfte von der Existenz dieses Briefes keine Ahnung haben. Zilo war glücklicherweise während der Besorgung desselben in der Stadt, um Musikunterricht zu erteilen. Kaum war er indes zum Mittagessen heimgekehrt, als sie selbst die Erste war, welche ihm das „große Geheimnis" anvertraute. Sie hatte fortwährend nur Launen und Einfälle, keinen Willen.

„Ich habe meiner Mama geschrieben," sagte sie, — „es war ein recht langer, rührender Brief; sie wird morgen hier eintreffen."

„Sie kommt nicht," antwortete er mit ernstem Kopfschütteln.

„O doch, sie wird ganz gewiß erscheinen! Ich habe ihr mitgeteilt, daß ich sterbenskrank sei. Ich bin in der That weit schwächer als Du glaubst," fügte sie lächelnd hinzu, — „dem kann Mama nicht widerstehen, ich kenne sie."

Diesmal hatte Charlotte recht. Die Frau Generalin empfing den Brief abends, und schon am nächsten Morgen hielt ihr Wagen vor Zilo's Thür. Die alte Dame stieg langsam aus und stützte sich auf die Schulter ihres langjährigen Kutschers. Ihr Haar war in der kurzen Zeit fast silberweiß geworden, sie hatte zusehends gealtert seit dem verhängnisvollen Abend, an welchem der Schauspieldirektor Becker „Das Donauweibchen" aufgeführt hatte.

Sie hatte in dieser Zwischenzeit auch vieles ertragen müssen — die Bewohner des Städtchens hatten den skandalösen Vorfall nicht vergessen. Ihre früheren Bekannten schienen ihre Nähe geflissentlich zu meiden, oder schwiegen sich ihr gegenüber aus. Die Freundinnen Charlotte's flüsterten verstohlen im Winkel, die Jugend pflegt sich stets schonend und rücksichtsvoll zu benehmen — selbst in deren Bedauern glaubte die Generalin einen verborgenen Vorwurf zu erkennen. Sie war darüber längst sich klar geworden, daß sie lediglich als ein unschuldiges Opfer für die Fehler Anderer bestraft werde, und doch war es nicht so sehr das Vergehen an sich als das Urteil darüber, nicht so sehr das Verdammliche der Handlung als vielmehr den Skandal, das sie Zilo und Charlotte zum Vorwurf machte. So abhängig ist mitunter Pflicht und Moral von der Meinung der Welt.

Zilo hörte den Wagen herankommen und empfing die Generalin in der Thür. Die alte Dame trat ihm steif und gebieterisch entgegen, gekränkte Majestät in jeder ihrer Mienen.

„Ich komme nicht in der Absicht, Ihnen zu vergeben," äußerte sie, ohne seine dargereichte Hand anzunehmen. — „Nein! ich bitte, mich nicht zu unterbrechen, erlauben Sie mir, Ihnen in wenigen Worten meine Meinung zu sagen. Ich werde niemals die Sorge und den Kummer vergessen, den Sie über meine ganze Familie gebracht haben."

„Ich weiß es gar wohl," erwiderte er. „Wenn ich auf die Verzeihung Ihrer Gnaden Anspruch gehabt hätte, würde ich mir dieselbe längst eingeholt haben."

Sie hatte zweifelsohne eine andere Antwort erwartet, er stand ihr gar zu ruhig und würdevoll gegenüber, keine einzige demütige oder flehende Miene. Sie zuckte die Achseln und murmelte: „Phrasen! Wo ist meine Tochter? Führen Sie mich gefälligst zu ihr."

„Ja, ja," fuhr er mit einer wehmütigen Stimme, die das stolze Herz der Mutter rührte, fort: „Um sie dreht sich alles. Sie ist krank, sehr krank, der Arzt zweifelt an ihrem Aufkommen. Bitte, seien Sie ihr gegenüber ein wenig milde und schonend."

„Ich weiß, was ich zu thun habe. Wo ist mein unglückliches Kind?"

Er öffnete die Thür zum nächsten Zimmer und ließ die Generalin eintreten.

Charlotte war ihrer Sache allzugewiß, so zwar, daß sie alles zum Empfange ihrer Mutter vorbereitet hatte. Sie hatte das Haar ihres Kindes phantastisch frisiert, sie gelehrt „Beste" zu stammeln und den Tisch und die Fenster mit frischen Blumen versehen lassen. Das ganze Arrangement ließ auf nichts weniger als ein Krankenzimmer schließen.

Die Generalin blieb an der Thürschwelle stehen, weil jeder Gegenstand in diesem Halbdunkel wie im Nebel zu liegen schien. Als sie Charlotte erblickte, eilte sie an ihr Bett und brach in Thränen aus.

„Mein armes, unglückliches Kind, — so treffen wir uns wieder!"

„Ja, so treffen wir uns wieder," antwortete Charlotte mit einer Stimme, die nicht eben das Glück des Wiedersehens widerspiegelte. „Vermagst Du mich wirklich wieder zu erkennen? Ist es nicht entsetzlich, wie elend ich aussehe, Mama?"

Theone redete die Generalin mit „Beste! Beste!" an, wurde umarmt und eilte dann nach der Thüre, an welche sie mit der Spitze ihrer Schnabelschuhe stieß, um hinaus ins Helle, hinaus nach Petri zu gelangen. Zilo war mit ins Zimmer getreten und hatte sich ans Fenster begeben.

„Laß uns allein," sagte Charlotte zu ihm, indem sie ihre abgezehrte Hand über die Brust legte, um einen Anfall schmerzhaften Hustens zurückzudrängen; „ich habe ein Wort mit Mama zu sprechen, das nur sie allein vernehmen darf. — So gehe doch, wenn ich Dich darum bitte."

Er ging.

„Daß ich den Tag erleben muß, Dich in solchem Zustande wieder zu sehen," flüsterte die Generalin, indem sie mit verächtlichen Blicken die mit Kalk angestrichenen Wände und die zerfetzten Tüllgardinen musterte: „Die Hand des Herrn ruht schwer auf mir, ich ertrage das nicht, Charlotte."

„Ich ebensowenig, deshalb liege ich auch bereits auf meinem Sterbelager."

„Das entsetzliche Ungeheuer, er trägt an allem die Schuld."

„Von wem sprichst Du?" fragte die Kranke kalt und mit schneidender Stimme, indem sie sich mühsam im Bette aufrichtete. „Zilo ist die edelste, die hochherzigste Seele, welche ich je gekannt habe, Du kannst Dir gar keinen Begriff davon machen, wie unbedeutend wir beide ihm gegenüber dastehen. Ach nein, Mama, nicht Zilo, sondern Du allein hast mich so weit gebracht."

„Was sprichst Du da, mein Kind?"

„Ich wiederhole es, nur von Dir, Deiner Erziehungsmethode, stammt das Unglück, das mich so elend gemacht — zeige nur den Mut, Mama, die Sache mit offenen Augen anzusehen. Entsinne Dich dessen, wie sehr Du mich verhätschelteſt und meinen Launen nachgabst. Wo ist der frivole Roman, den Du mir nicht zu lesen erlaubt hättest? Welchen Gesprächen lauschte nicht mein Ohr, wenn Du Dich mit meinem Vater und meiner Tante bei Tische unterhieltest? Sie waren anscheinend so unschuldig, niemals ein verletzender Ausdruck, höchstens eine verblümte Hindeutung, ein bedeutsamer Blick oder ein zweideutiges Lächeln, das eine verzehrende Begierde in mir erweckte, in die Geheimnisse einzudringen, die ihr anscheinend vor mir geheim zu halten suchtet. Was lehrtet Ihr mich zu Hause? für das Salonleben alles, für das Glück und die Moral nicht das geringste. Senke Deine Augenlider, Charlotte, wenn man Dich lobt, bekenne mit dem Munde, was Dein Herz verneint, halte Dich gerade, Charlotte, stelle Dich neben den Thürpfosten und laß mich sehen wie Du herein trittst, wie Du den Fächer hantierst, wie Du Deine Grüße anbringst, eine Blume überreichst; — noch einmal, — das nenne ich zierlich! — Du entblößtest meinen Hals und meine Arme, weil sie weiß und voll waren, mein Kleid wurde so kurz als möglich hergerichtet, um meinen kleinen, eleganten Fuß in die Augen springen zu lassen. — Ja, süße Mama! Du schüttelst den Kopf; wie weiß doch Dein Haar geworden ist, komm, damit ich es küsse, beuge Dich zu mir hernieder."

„All dieses wirst Du aus einem schlechten Buche entnommen haben," behauptete die Generalin, „oder sind es etwa **seine** Lehren?"

(Fortsetzung folgt.)



Fig. 1. Mistelbusch.

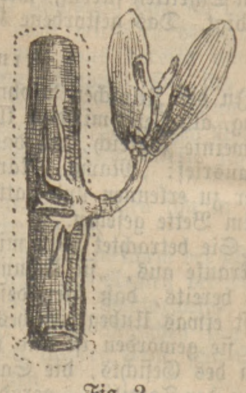


Fig. 2. Mistelbusch, 3 Jahre alt, auf einem Tannenzweig.



Fig. 3. Durchschnitt eines Tannenastes mit Mistel, 7 Jahre alt.



Fig. 5. Offene männliche Mistelblüte.



Fig. 6. Junge männl. Blütenknospe.



Fig. 7. Weibliche Mistelblüte.



Fig. 4. Durchschnitt eines Astes mit Mistelsenkern.

Die Mistel. (Mit Text.)



Waldeinsamkeit. (Mit Text.)

Die Zukunftsmusik.

Humoristische Erzählung von J. B. Karg.

(Schluß.)

Der Alte beruhigte sich zwar nach und nach, hatte er doch befürchtet, die Exzellenz könnte glauben, er selbst habe sich diesen rohen Witz erlaubt; doch ein tiefer Kummer blieb zurück: war nicht die Dose entweiht?

Wer war der Thäter?

Niemand hatte es bemerkt, wie der Heringskopf in die Dose kam. Den Hering hatte der Paukenschläger gegessen, doch dieser war ein ernster Mann, Freund Körner's und niemand traute ihm dergleichen zu. Lupf war zwar auch anwesend, aber nicht in der Nähe. Der Alte hatte keinen Anhaltspunkt für seinen Verdacht.

Von nun an bemächtigte sich des Alten ein stiller Grimm. Er sprach nicht mehr, er stritt nicht mehr, betrachtete aber jedermann mit Mißtrauen und niemand bekam mehr eine Prise offeriert. Er glaubte Komplotte gegen sich geschmiedet und hielt die Gesellschaft zum „heiligen Gral“ für den Herd derselben. Dieser Verdacht erstreckte sich auch mit auf Eberhard. Der Alte war ganz verbissen, und nach einer heftigen Szene mit dem armen Rosinchen erklärte er die Verlobung für aufgehoben. Er schrieb an Eberhard, daß jeder Verkehr aufzuhören habe; sei jedoch Eberhard bereit, die Baireuther Reise aufzugeben und aus dem „heiligen Gral“ auszutreten, so könne das alte Verhältnis wieder hergestellt werden.

Liebe und Ueberzeugung kamen bei Eberhard in schweren Kampf, doch die Liebe siegte. Rosinchen hatte viel durchzumachen, sie hörte des Vaters Klagen und Vorwürfe, die sich auch manchmal gegen sie richteten, ruhig an und schimpfte mit ihm auf die schlechte Welt, über den Untergang der wahren Kunst und auf die bösen Künstler. Doch sie war ein tapferes Mädchen, hatte frischen Lebensmut und ließ den Kopf nicht hängen.

Als Eberhard die Entscheidung über sein Verhalten Rosinchen anheimgab, erklärte sie sofort, daß Eberhard Baireuth unter keiner Bedingung aufgeben dürfe, da er sich seine Karriere verderben und obendrein noch lächerlich machen würde. Der Austritt aus dem „heiligen Gral“ sei ebenfalls ein nutzloses Opfer, man müsse jetzt ruhig abwarten und auf die Zukunft hoffen, bis die Zeit die Wunde geheilt habe. Eberhard nahm heimlich Abschied von der Geliebten und reiste schweren Herzens nach Baireuth.

Körner, dessen Gesundheit durch den fortgesetzten Aerger etwas erschüttert, hatte einen vierteljährigen Urlaub erbeten und erhalten und trat denselben kurz vor Beendigung der Baireuther Festspiele an, um nicht Zeuge des Jubels der heimkehrenden Kollegen sein zu müssen.

Eberhard hatte sich in Baireuth ausgezeichnet und Anerkennung und Lob geerntet, er kam mit hoffnungsvollem Herzen zurück, fand aber das Haus der Geliebten leer. Lang, ewig lang wurde ihm das Vierteljahr, auch Briefe blieben aus und er gab sich den traurigsten Ahnungen hin.

Jede Nacht nahm er den Heimweg an den Fenstern seiner Geliebten vorüber, und endlich sah er dieselben eines Abends erleuchtet. Er gab das verabredete Zeichen seiner Anwesenheit, das Fenster öffnete sich und ein Brieschen fiel hernieder. Beim Scheine der Laterne las er, daß Rosine, um den Vater nicht neu aufzuregen, versprochen habe, Zusammenkünfte und Korrespondenzen mit Eberhard zu vermeiden, daß sie ihm aber bei dieser Mitteilung schwöre, ihn ewig zu lieben und treu zu sein. Der Vater sei etwas milder geworden und es werde schon noch gut werden. Eberhard solle alles aufbieten, um den Dosenverbrecher aufzuspüren.

Der Platz Rosinen's im Theater blieb leer. Traurig spielte Eberhard seine Partien und die Spitzen seines Schnurrbartes sanken täglich um einige Centimeter tiefer. Die Aufhebung der Verlobung war bekannt geworden. Der Intendant, der Kapellmeister und die Freunde Körner's intervenierten warm für Rosine, denn die Leute am Theater haben ja alle gefühlvolle Herzen für die Leiden schöner junger Damen, doch alles war umsonst, der Alte blieb unerbittlich.

Eines Abends kam Eberhard in's Orchester, bevor die Lampen angezündet waren, er setzte sich in einen Winkel und dachte über sein trauriges Schicksal nach. Er hatte sich die erdenklichste Mühe gegeben, den Dosenverbrecher zu entdecken, indes vergebens! Da hörte er Schritte nahen und sprechen. Er erkannte die Stimme Lupf's, der mit einem Gesinnungsgenossen hereintrat. Eberhard verhielt sich still und vernahm mit Herzklopfen und maßloser Freude aus der Unterhaltung der beiden, die lachend geführt wurde, daß Lupf der Missethäter gewesen sei.

Aufspringen und Lupf niederschlagen, war Eberhard's erster Gedanke, er besann sich jedoch eines besseren und blieb ruhig sitzen. Es kamen nach und nach noch einige Musiker, die Lampen wurden angezündet und Eberhard's Anwesenheit fiel Niemanden auf.

Eberhard spielte an diesem Abend sehr zerstreut; er zog sich mehrmals einen strafenden Blick des Kapellmeisters zu und wurde nach dem Aktschluß von diesem gefragt, ob er unwohl sei. Er nahm sich nun zusammen und kam ohne weiteren Unfall durch. Ein großer Plan reifte in seinem Geiste, und sollte baldige Ausführung finden.

Man war am Ende des Karnevals. Am Fastnachtsonntag, nachmittag 4 Uhr, wurde stets eine Vorstellung für die Jugend im Opernhause gegeben; für diesmal war „Der Verschwender“ auf dem Repertoir.

Der Tag der Vorstellung ist da und das Haus bereits in allen Räumen mit dem aufgeregten, lustigen und hochgespannten jugendlichen Publikum gefüllt. Die Orchestermitglieder nehmen ihre Plätze ein. Der Alte kommt heute mit fast heiterer Miene, denn der helle Jubel der Jugend erfreut immer sein Herz und auch die Kreutzer'sche Musik ist ihm eine Erquickung. Mild gestimmt, hatte er auch seinem Rosinchen, welche mit ihm die ganze Karnevalzeit ohne Ball, Konzert oder Theater verlebt hatte, erlaubt das Theater zu besuchen. Wie freute sich Eberhard, daß er gerade heute die Geliebte auf dem gewohnten Platze erblickte. Ein freundlicher Gruß flog hinüber und herüber, die Spitzen des Schnurrbartes hoben sich stolz.

Eberhard steht auf, tritt an den alten Körner hin, macht eine Verbeugung, reicht ihm die Hand und spricht die dunklen Worte aus Don Juan: „Die Rache erwartet hier meinen Mörder!“ leise in das Ohr des alten Herrn. Körner ist ganz verblüfft; das sonderbare Benehmen Eberhard's wirkt so mächtig, daß er aufsteht, ihm seine Hand gibt und sich mit Verbeugung niedersetzt. Rosinchen sieht das alles mit großem Erstaunen. Was ist da vorgefallen, fragt sie sich, sollte ohne ihr Wissen eine Versöhnung stattgefunden haben? Sie ist in größter Spannung.

Inzwischen hatte Lupf auch Platz genommen, er bemerkte ebenfalls, daß eine Versöhnung stattzufinden scheine und fragte, um wieder Oel in's Feuer zu gießen, für Körner hörbar, einen Nachbar, ob es gute Heringe in der Theaterrestauration gebe, es sei jetzt Fastnacht und da hätte jeder einmal seinen Bedarf wegen Katzenjammer. Das war Gift für unseren armen Alten; krampfhaft greift er nach seiner Geige und alle Freude des Abends war von ihm gewichen.

Die Strafe folgte aber diesmal der Bosheit auf dem Fuße.

Der Kapellmeister trat ein, grüßte das Orchester und auch Rosinen. Die Ouverture nimmt ihren Anfang, schließt mit einem fortissimo und das jugendliche Publikum ist auf's Höchste gespannt.

Der Vorhang hatte sich ohngefähr drei Meter hoch erhoben, als im Orchester ein Schrei ertönte. Alles blickt auf Lupf, derselbe war aufgesprungen und stand zu aller Entsetzen ganz kahlköpfig da, während seine Perücke, von einer unsichtbaren Macht entführt, dem Vorhange nach in die Höhe schwebt. Lupf sprang auf einen Stuhl und haschte nach der Perücke, umsonst; er schwang sich auf die Rampe der Bühne, suchte sie mit seinem Fidelbogen zu erreichen, aber vergeblich. Unerbittlich erhob sie sich in unnahbare Höhen und blieb nach Aufzug des Vorhanges in langsam baumelnder Bewegung unter dem Deckbogen hängen.

Das Publikum hatte mit Erstaunen den Vorgang bemerkt, die liebe Jugend aber glaubte, derselbe gehöre zum Stück, und als Lupf mit dem Fidelbogen fuchtelnd auf der Bühne stand und dann gar zu springen anfing, brach ein donnernder Beifall los.

Lupf flüchtete sich hinter die Koulissen, das Geschrei dauerte fort. „Bravo, bravo, heraus, heraus!“ erscholl es unaufhörlich. Lupf kam aber nicht.

Als Regisseur und Inspizient den Zusammenhang übersahen, wurde angeordnet, die Perücke schleunigst zu entfernen. Das ging aber nicht so leicht und es blieb nichts anderes übrig, als den Vorhang wieder herabzulassen, was neuen Jubel hervorrief. Man fand die Perücke mit einer Seite an der eisernen Vorhangstange befestigt.

Der alte Körner war in maßlosem Erstaunen. Die dunklen Worte Eberhard's, die Bosheit Lupf's, die fürchterliche Strafe, die denselben traf, dabei das unendlich Lächerliche der Sache, dies alles wirkte überwältigend auf ihn. Auch Rosinchen befand sich in fieberhafter Aufregung. Nur Eberhard schien ruhig zu sein, doch auch in ihm tobte ein Sturm und alle drei erwarteten mit Ungeduld den Schluß des Stückes. Auch sonst ging es im Theater lebhaft zu. Der Vorfall wurde während der Zwischenakte immer wieder besprochen und belacht. Die Jugend schien wie elektrisiert und die Vorstellung war eine der lebhaftesten, die je stattgefunden.

Der Herr Intendant hatte sofort Untersuchung eingeleitet und mit Verhörung des beschäftigten Personals begonnen. Die Musiker wurden nach Beendigung der Vorstellung auf die Bühne gerufen und ebenfalls vernommen, aber niemand hatte etwas bemerkt, was den Vorfall erklären konnte. Die Sache blieb dunkel und rätselhaft.

Lange hatte Rosinchen warten müssen, bis der Vater kam und sie in der Garderobe abholte; sie hatte gehofft, Eberhard würde Veranlassung nehmen, sich ihr zu nähern, aber er blieb verschwunden; Vater und Tochter traten allein den Heimweg an. Körner teilte Rosinchen die dunklen Worte Eberhard's mit, und beide waren überzeugt, daß er im Zusammenhange mit dem Vorfall stehe. Der gute alte Körner fand die Strafe für Lupf fast zu hart und war wie umgewandelt. Als beide in ihr Wohnzimmer traten, fanden sie den weißgedeckten Tisch außer mit der gewöhnlichen Lampe mit vier Kerzen beleuchtet und in der Mitte derselben einen wunderschönen Kamelienstrauß, vor welchem ein versiegeltes Schreiben lag. Neue Ueberraschung! Der Alte öffnete mit zitternden Händen das Schreiben und las:

Hochverehrter, lieber Herr!

Vergebet Euren Feinden, lehrt uns das Christentum. Unedel ist es, einem Feinde, der im Staube liegt, noch weiteren Groll nachzutragen. Die Schuld ist gesühnt. Meinen Austritt aus dem „heiligen Gral“ habe ich erklärt, gönnen Sie mir dagegen den Eintritt in Ihre Familie und schenken Sie mir die Hand meiner heißgeliebten Rosine. Ich stehe auf der Straße und harre mit verzehrender Ungeduld Ihrer Entscheidung; ist sie günstig, so treten Sie mit zwei Kerzen an das mittlere Fenster.

Mit größter Verehrung

Ihr Eberhard.

Körner gab Rosinchen den Brief, ergriff rasch die Kerzen und trat zum Fenster. Eberhard stürmte die Treppe herauf in das Zimmer, der Alte umarmte und küßte ihn, führte ihn zu Rosinchen, legte ihre Hände in einander und Umarmung und Kuß blieben auch hier nicht lange aus.

„Und nun, Rosinchen,“ sagte der Alte, „sorge, daß wir etwas zu essen bekommen, denn ich habe Appetit, wie lange nicht; hole auch ein paar Flaschen von dem Markobrunner, den mir seine Hoheit zum Jubiläum aus dem Hofkeller geschickt hat, damit wir das Brautpaar würdig hoch leben lassen können.“

Bald saßen drei glückliche Menschen selig vergnügt beisammen. Der Alte wurde weicher und weicher, er wollte, Eberhard solle seinen Austritt aus dem „heiligen Gral“ zurücknehmen, ja er brachte sogar ein Wohl auf Richard Wagner aus und sagte: In der Jetztzeit reicht ihm Keiner das Wasser, er hat die Musik von der Verliederlichung der Herren ***bach u. Komp. gerettet, wir Deutsche müssen stolz auf ihn sein. Er schreibt vornehm, kein Takt ist trivial bei ihm, sein „Holländer“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ sind unvergleichliche Perlen, aber Gott behüte ihn und uns vor seinen übereifrigen Freunden!“

Eberhard und Rosinchen stimmten bei, ließen den Vater leben und dieser wieder und immer wieder seine Kinder; die goldene Dose blitzte auf der Festtafel und erst lange nach Mitternacht trat Eberhard seinen Heimweg an.

Die Untersuchung über die Perückenentführung führte zu keinem Resultat. Fiel der Umschwung in der Stimmung des alten Körner sowie die unmittelbar darauffolgende Verlobung Rosinchen's und Eberhard's auch auf, und konnte man das Zusammentreffen vielleicht mehr als zufällig glauben, einen bestimmten Anhaltspunkt ergab die Untersuchung nicht.

Dir, holde Leserin, lieber Leser, will ich ganz im Vertrauen sagen, daß Eberhard, der, wie Du weißt, der Sohn des pensionierten Obermaschinisten ist, das Theater in all' seinen ober- und unterirdischen Räumlichkeiten kannte, und auch wußte, daß neben dem Platze des Souffleurs eine dunkle Nische ist, welche nach dem Orchester einen Schuber hat, daß die Kontrabässe mit dem Rücken gegen die Bühne stehen und daß Lupf gerade vor dem Schuber seinen Platz hatte.

Eberhard's jüngerer Bruder, ein flotter Handlungskommis, mit den Theaterräumlichkeiten ebenfalls bekannt, befestigte unbemerkt die Darmseite an der Fußstange des Vorhanges und zog sie von außen in die Oeffnung des Schiebers. Am Ende wurde ein ganz feiner Angelhaken befestigt, beim Finale der Ouverture schlüpfte ein schwarzbehandschuhter Arm aus der Oeffnung, hängte unbemerkt den Haken ein, verschwand wieder und der Schieber schloß sich. Eberhard jun. hatte Arbeitermütze, Jacke und Schürze angelegt, um nicht aufzufallen, falls er im Vorübergehen gesehen würde; er wurde indes von niemanden bemerkt und stand schon wieder umgekleidet im Parterre, als Herr Lupf noch herausgerufen wurde.

Nun urteile, lieber Leser, ob es nicht recht merkwürdige Liebeshindernisse und Liebesmittel gibt.

Unsere Bilder.

Die Mistel.

Die Pflanzenwelt hat von alters her viele Freunde gehabt. Man beobachtete jedes, auch das winzigste und unansehnlichste Kräutlein. Freilich erfreute man sich nicht vorwiegend an der äußeren Erscheinung, an Farbenpracht und Duft der Blüten, sondern man forschte namentlich nach Heilmitteln zur Linderung der verschiedenen menschlichen Leiden, oder nach Schutzmitteln gegen die mannigfaltigen Uebel, die unsere Altvordern meist für direkte Wirkungen des Teufels hielten. Es gab auch nach der Meinung der Alten keine Krankheit, gegen die die Pflanzenwelt nicht Schutz- und Trutzmittel barg, leider kannte man die Heilkräfte nicht genügend. Nur „gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist“. Je auffallender eine Pflanze äußerlich war, um so eher vermutete man bedeutende Kräfte in derselben. Die Pflanzen z. B., welche selbst in der Winterzeit ihre grünen Blätter bewahrten, die also dem Tode der Pflanzenwelt trotzten, mußten auch für Menschen und Tiere lebenerhaltende Kräfte besitzen oder sonst von hervorragender Wichtigkeit sein. In hohem Ansehen standen daher Tanne, Wachholder, Stechpalme, Epheu und auch die Mistel. Was die Alten über die Mistel dachten, werden wir nachher in Kürze zusammenstellen. Die Mistel ist eine Schmarotzerpflanze, d. h. sie wurzelt auf anderen Pflanzen, denen sie die ihr nötige Nahrung entzieht. Die Mistel thront hoch oben auf den Zweigen und Aesten der Bäume, und zwar ist es ihr einerlei, ob sie auf Nadel- oder Laubbäumen, auf Wald- oder Obstbäumen eine Heimat findet. Ihre Wurzeln klammern sich nicht etwa an die Rinde an, wie es der Epheu thut, sondern die feinen Wurzelfasern dringen durch die Rinde und den Bast bis auf den festen Holzkern, daher ist die Mistel auch so schwer zu beseitigen.

Fig. 1 unserer Abbildungen zeigt mehrere Mistelbüsche, auf einem abgeschnittenen Astzweig. Der eine Busch hat sich prachtvoll entwickelt. Wie die Wurzeln durch die Rinde dringen, sich um das feste Holz legen und durch dasselbe bis zum Holzkern, zum Mark einzudringen suchen, weisen die Abbildungen Fig. 2 (ein Mistelbusch, 3 Jahre alt, auf einem Tannenzweig, dessen Rinde durch die Punktlinie angedeutet ist); Fig. 3 (Durchschnitt eines Tannenastes mit dem untern Ende eines Mistelbusches, 7 Jahre alt); Fig. 4 (Durchschnitt eines Astes, welcher mehrere Senker der Mistel zeigt). Die Blüten der Mistel sind einfach und unscheinbar. Fig. 5 ist eine volle, offene, entwickelte männliche Blüte, Fig. 6 eine junge männliche Blütenknospe, durchschnitten, Fig. 7 eine durchschnittene weibliche Blüte. Man hielt diesen Schmarotzer in alten Zeiten für besonders heilig; ja ihre Samenkörner müßten, so meinte man, direkt vom Himmel gefallen sein, anders könnten die zarten Sträuchlein ja nicht auf den Gipfeln hoher Waldbäume wachsen. Spätere Beobachtungen haben das Rätsel auf eine sehr einfache Weise gelöst. Eine Drossel, die sogenannte Misteldrossel, verzehrt mit Vorliebe die weißen, erbsengroßen Beeren; sie wird nun sehr leicht die Verbreiterin der Mistelpflanze von Baum zu Baum, indem sie auf diesem Baume einige Beeren verzehrt und auf jenem mistelfreien Baume den Schnabel putzt, an dem mit klebrigem Schleim vielleicht ein Samenkörnlein hing. Aus den Beeren bereitet man Vogelleim.

So viel über das Naturgeschichtliche der Mistel.

Vor der Einwanderung der Germanen in das deutsche Land bewohnten dieses die Kelten. Diesem Volke war die Mistel die heiligste Pflanze, ohne welche kein Gottesdienst gehalten wurde. Ihre Priester, Druiden genannt, zerfielen in fünf Ordnungen: Opferer, Lehrer der Jugend, Barden oder Dichter, Wahrsager und Rechtslehrer. Sie alle benutzten die heilige Mistel. Fand man eine Mistel, so wurden die in den dichten Gebirgswäldern einsam lebenden Druiden zusammengerufen auf den sechsten Tag nach dem Neumonde. In feierlichem Zuge gings dann fort zu dem misteltragenden Baum, ein Priester bestieg denselben und schnitt die heilige Pflanze mit goldener Sichel ab, die untenstehenden Genossen fingen mit Tüchern und Mänteln die Zweige auf, damit dieselben nicht durch Berührung der Erde entheiligt werden möchten. Nunmehr wurden zwei bekränzte, weiße Stiere geopfert, während der Oberpriester die Gottheit anflehte, daß sie ihnen das himmlische Geschenk zum Segen dienen lassen wolle. Auch in der altnordischen Götterlehre wird die Mistel viel genannt. Durch einen Mistelzweig ist der lichtstrahlende Gott Balder (Paltar), den alle liebten, Götter und Menschen, getötet worden. Balder ward in einer Nacht von Träumen gequält, die auf Unheil deuteten. Bekümmert erwachte er, und böse Ahnungen verdüsterten sein sonst so heiteres Gemüt. Aber Balders liebende Mutter, die göttliche Frigga, sann nach, wie sie den Trübsinn des geliebten Sohnes verscheuchen und zugleich alles Unheil von dem teuern Haupte fern halten könne. Sie fand Rat. Alle Wesen mußten mit hohen Eiden versprechen, Balder nun und nimmermehr zu verletzen. Feuer und Wasser, Erde und Steine, Tiere und Pflanzen, Gift und Krankheiten leisteten diesen Eid. Darüber war große Freude bei den Göttern. Zur Kurzweil und Probe warfen sie mit Steinen und Waffen nach Balder, aber kein Leid widerfuhr ihm. Da kam aber der heimtückische, neidische Loki zu Frigga und fragte: Haben denn alle Wesen den Friedenseid geleistet? Frigga sagte: Ja, nur der zarte Mistelstrauch nicht, der östlich von Walhalla wächst. Dahin eilte Loki jetzt, brach den Mistelzweig und kehrte damit in die Götterversammlung zurück. Hier fragte er den blinden Gott Hödur, warum er sich nicht auch erfreue am Speerwurf oder Bogenschießen. Hödur erwiderte: Könnte ich sehen, so würde ich auch meine Kraft und Kunst zeigen. Da gab Loki dem Hödur den Mistelzweig, richtete dessen Hand, die Bogensehne schwirrte und — entseelt sank Balder zu Boden. So ward die Mistel das Werkzeug zum Untergang des geliebten Balder. Daher heißt es in der nordischen Dichtung Völuspa in der Uebersetzung von Simrock:

Gewachsen war hoch über den Wiesen
der zarte, zierliche Zweig der Mistel.
Von der Mistel kam häßlicher Harm,
da Hödur schoß.

Seitdem galt die Mistel als Werkzeug des Teufels, und sie fehlte daher nicht bei den Zaubereien. Mit der Mistel konnte man nach dem Glauben des Mittelalters Diebe bannen, aber auch Schlösser

sprengen; sie diente also als Springwurzel und Wünschelruthe. Anderseits haben sich aber auch noch Anklänge an den Druidenglauben erhalten.

Alte Kräuterbücher rühmen namentlich die Heilkraft der Mistel gegen Pest, Krämpfe, fallende Sucht u. s. w., nur darf die Mistel nicht mit bloßen Händen gebrochen werden und nicht die Erde berühren, wenn sie nicht ihre Kraft verlieren soll.

Obschon die Mistel heutzutage ihre Wunderkraft verloren hat, so spielt sie doch noch in manchen Gegenden eine gewisse, wenn auch harmlose Rolle.

In England pflegt man zum Weihnachtsfeste die Zimmer mit Epheu und Stechpalmenzweigen zu schmücken; in den Küchen- und Bedientenstuben aber wird der Mistelzweig an der Decke aufgehängt, der den Männern das Recht gibt (ob auch die Pflicht, ist mir unbekannt), jedes unter demselben ergriffene weibliche Wesen zu küssen. — Früher hing an dem genannten Feste auch in der Kirche der Mistelzweig, jetzt ist er indeß aus derselben als heidnisch verbannt. Verbreitet ist noch der Glaube, daß ein Baum, welcher eine Mistel trägt, nicht vom Blitz getroffen werde.

Tscherkessen. Jene wilden räuberischen Stämme von unbeugsamem Unabhängigkeitssinn, welche das Kaukasusgebirge und seine Umgebungen bewohnen, einen der schönsten Menschenschläge der kaukasischen Rasse bilden und sich selbst „Adigse“ nennen, haben beinahe ein Jahrhundert lang ihre Heimat energisch gegen die russische Eroberung verteidigt und sind endlich in den Jahren 1863 und 1864 der Uebermacht und der überlegenen russischen Kriegskunst erlegen. Die Mehrzahl derselben, voll Haß gegen den Moskob, hat dann vorgezogen, die Heimat zu verlassen, und so sind sie von 1864 an über 450,000 Köpfe stark, mit Sack und Pack ausgewandert nach der Türkei, dem Lande ihres Schutzherrn, des Sultans, wo sie in den Grenzprovinzen, besonders Thessalien und Bulgarien angesiedelt wurden, um die dortige muslimische Bevölkerung zu vermehren. Da sie aber meist kein Handwerk verstanden und aus Armut weder Ackerbau noch Viehzucht treiben konnten und zu stolz waren, sich als Diener zu verdingen, so lebten viele von Diebstahl, Raub und Gaunerei, und riefen durch ihre unruhige Wildheit, ihre Händelsucht, Rohheit und Gleichgültigkeit gegen das Mein und Dein nur Beschwerden und Klagen hervor. Unser vorstehender Holzschnitt zeigt nun einige dieser tscherkessischen Bummler, wie man sie noch heute in ihrer kleidsamen, wenn auch zerlumpten Nationaltracht, mit Sschaschka und Kinschal (Säbel und Dolch) und Pistolen bewaffnet, in den bulgarischen und thessalischen Städten herumlungern und auf die Gelegenheit zu irgend einem kühnen Handstreich oder Räuberstückchen lauern sah, das ihre leeren Taschen wieder füllen sollte. O. M.



Sag', ist dir's eine schwere Last, Die du auf deinem Rücken hast?
O nein, es ist ein Schwesterlein, Die kann mir nimmer lästig sein.

Waldeinsamkeit. Es ruht sich so gut im Wald mit jungen Träumen und Gedanken! Da stört das junge Mädchen auf unserem Bilde kein Mensch. Sie muß sich nicht ängstlich hüten, wie daheim unter den strengen Augen der Mama, daß sie ja nichts thut, keine Bewegung, keinen Schritt macht, der gegen die Etikette verstößt! Und sie möchte doch so gerne frei sein manchmal, nur ein Stündchen allein sein mit sich und ihren vielen Gedanken! Sie hat der Mama drum heute auch keine Ruhe gelassen, bis sie hinaus durfte in den grünen, grünen Wald! Sie kann nicht lesen, sie sieht dem Sonnenschein zu, der durch die Zweige bricht, sie horcht dem Rauschen des Baches, und der Sonnenschein dringt in das junge Herz hinein und ruft Gedanken und Träume darin wach von Glück und Freude und schönen goldenen Zeiten. Th. E.

Allerlei.

Im Dienst gefallen. Der Stand der Notizensammler (Lokal-Korrespondenten) kam mit der Entwicklung eines regen Zeitungswesens von selbst und besteht schon Jahrzehnte lang in der Zunft der „penny a liners“ und „coureurs de nouvelles“ in London und Paris. Einer der ausgezeichnetsten Notizensammler von Paris war Mathieu Donzelot. Dem Pariser Schriftsteller Thomas verdanken wir eine Lebensbeschreibung desselben, und das Kapitel von seinem Tode ist würdig, den Schluß seiner Epopöe zu bilden. Eines Tages als in Paris zwischen dem Pöbel und der Nationalgarde ein erbitterter Straßenkampf wütete, stand Donzelot auf dem Platze des Pantheons mitten im Steinhagel und Kugelregen und verzeichnete emsig den Verlauf des Kampfes. Einer seiner Freunde ruft ihm im Vorbeigehen zu: „was thun Sie denn hier, Unglückseliger? Fliehen Sie, retten Sie sich!“ Ohne sonderlich auf den Mahnruf zu achten, zieht Donzelot seine Uhr und verzeichnet von Minute zu Minute die Fortschritte der einen oder der andern Partei. „Sie wollen nicht von diesem Unglücksplatze fort?“ fragte ihn sein Freund von neuem. — „Gott bewahre!“ erwiderte Donzelot, „aber wenn Sie mich verbinden wollen, tragen Sie diesen Zettel in die Redaktion „unseres“ Blattes, und sagen Sie dort, daß ich hier bleibe, um die „Fortsetzung“ zu schicken.“ Eine Stunde später hatte die Verwirrung und das Blutvergießen den Höhepunkt erreicht, die Aufständischen und die bewaffnete Macht waren handgemein geworden. Die Nationalgarde feuerte mit Kartätschen. Donzelot wurde von einer Kugel getroffen; ein Arzt eilte herbei. „Sie sind verwundet?“ fragte er. „Ja,“ erwidert Donzelot, „und wie es scheint ziemlich schwer, denn ich kann nicht mehr schreiben.“ — „Jetzt handelt es sich nicht um's Schreiben; lassen Sie sich verbinden!“ — „Das hat keine so große Eile, Herr Doktor, jeder nach seinem Berufe! Der meinige ist, das Ereignis zu erzählen! Wenn Sie aber etwas für mich thun wollten, so könnten Sie mich ein wenig ersetzen. Ich bitte Sie, schreiben Sie an den Rand dieser Seite folgendes Postskriptum: „Drei Uhr zwanzig Minuten nachmittags. Infolge einer von der Artillerie der Nationalgarde abgegebenen Kartätschensalve zählte man unter dem Volke drei Verwundete und einen Toten.“ — „Ich sehe wohl Verwundete,“ bemerkte der Arzt, „aber ich sehe keinen Toten!“ — „Der Tote,“ sagte Donzelot, „der bin ich“ — und verschied.

Nichts für sich behalten. Kaufmann (zu einem Bewerber um die offene Kassierstellung): „Es thut mir leid, mein Herr, aber ich habe mich entschlossen, von nun an nur weibliche Kassierer anzustellen. Frauen sind im allgemeinen indiskret, das heißt: sie können nichts für sich behalten und das ist der Hauptvorzug eines Kassierers.“

Im Kontor. „Warum schreiben Sie denn heute solche dicke Buchstaben?“ — „Ich bitt' Sie, Herr Chef, man ist froh, bei der Hitze Schattenstriche machen zu können.“ Fl.

Ein dicker General. Am 30. August 1807 kam der französische Divisionsgeneral Bisson nach Liegnitz ins Standquartier. Er war der dickste General der französischen Armee und obenein ein arger Säufer, von dem man behauptete, daß er einen halben Eimer Wein in einem Tage austrinke. E. K.

Sinnsprüche.

Wer viel fragt, wird viel inne.

*

Viel Körner machen einen Haufen.

*

Verstand kommt nicht vor Jahren.

*

Ein Keil treibt den andern.

*

Alten Freund für neuen wandeln
Heißt für Früchte Blumen handeln.

*

Hoffnung.

Auf was Gutes ist gut warten,
Und der Tag kommt nie zu spat,
Der was Gutes in sich hat.
Schnelles Glück hat schnelle Fahrten.

Schach.

Französische Partie.

	Fritz.	Masan.
1.	e 2—e 4	e 7—e 6
2.	d 2—d 4	d 7—d 5
3.	S b 1—c 3	S g 8—f 6
4.	L c 1—g 5	L f 8—e 7
5.	L g 5—f 6	L e 7—f 6:
6.	S g 1—f 3	0—0
7.	L f 1—d 3	b 7—b 6
8.	h 2—h 4	L c 8—b 7
	Besser	ist h 7—h 6.
9.	e 4—e 5	L f 6—e 7.
10.	L d 3—h 7 †!	K g 8—h 7.
11.	S f 3—g 5 †	K h 7—g 6!
12.	S c 3—e 2!	L e 7—g 5.
13.	h 4—g 5:	f 7—f 5.
14.	g 5—f 6:	T f 8—h 8
15.	S e 1—f 4 †	K g 6—f 7
16.	D d 1—g 4	T h 8—h 1 †
17.	K e 1—d 2	g 7—f 6:
18.	D g 4—g 6 †	K f 7—e 7
19.	D g 6—g 7 †	K e 7—e 8
20.	D g 2—g 8 †	K e 8—e 7
21.	D g 8—e 6 †	K e 7—f 8
22.	T a 1—h 1:	L b 7—c 8

Lösungen.

Nr. 26. L a 7 . K c 4
S c 3 . 2c.

Nr. 27. L a 3 . K d 4 :
S d 6 2c.

Nr. 28. S e 2 b 5·
K g 6 2c.

Nr. 29. L a 2 L h 7
T g 6 L g 6 :
S d 6 L d 6 :
D b 7 2c.

Nr. 30. L e 5 g f :
D g 5 S g 5 :
S b 7 K e 6
S c 5 † 2c.

Auflösungen aus voriger Nummer.

des Bilderrätsels: Wer lange fragt, gibt nicht gern; des Silbenrätsels: Sahara. Calderon. Hellebarde. Opium. Porforiev. Endoskop. Nervi Hesekiel. Alba Ungvár. Esmeralda. Rapp. — Schopenhauer, Paralipomena.

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.